

# Lebensbilder, wie weit man es heutzutage noch bringen kann

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **146 (1867)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373324>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

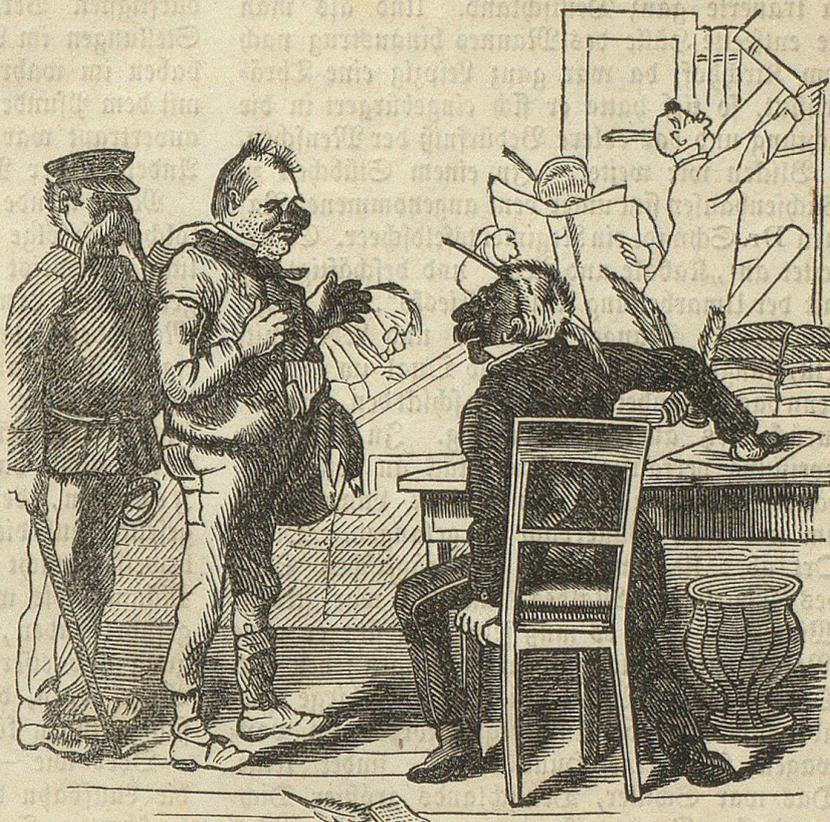
## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Rechtfertigung.

Amtmann: Raum habt Ihr eure Strafe abgesehen, Preiselberger, so muß ich Euch wegen eines ähnlichen Vergehens abermals vorführen lassen. Ihr seid angeklagt, dem Metzger Schwartenmaier eine Wurst vom Laden hinweg entwendet zu haben. Was habt Ihr dagegen anzubringen?

Preiselberger: Ach! Herr Amtmann! Weiter nichts, als daß ich ganz und gar unschuldig an der Sache bin. Gestern Mittag, so nacher 3 Uhr, will ich ein Schöpplein Most zu mir nehmen, weil ich den ganzen Tag noch nichts Warmes über's Maul gebracht hatte. Wie ich die Stiege an Schwartenmaiers Haus hinauf gehe, mache ich mir so allerlei Gedanken, ob's nicht am Ende besser wäre, das Geld zu sparen und wieder umzukehren. In diese Gedanken vertieft, gebe ich auf die Treppen nicht gehörig Acht, thue einen Fehltritt und verliere das Gleichgewicht. Im Schrecken greif' ich über mich und krieg' eine Wurst zu fassen, die aber so schlecht angebunden war, daß sie mir in der Hand blieb und ich richtig sammt der Wurst die Stiege hinabpurzelte. Hm, denk' ich, siehst du, Preiselberger, es soll nicht sein; geh' heim, kehre



dem Wirthshaus den Rücken, auf daß du nicht in Versuchung kommest! So that ich eilends und dachte nicht weiter an die Wurst, weiß auch nicht, was aus der Wurst nachher geworden ist. So ist's gegangen, Herr Amtmann! Sie dürfen mir's nachsagen.

## Lebensbilder, wie weit man es heutzutage noch bringen kann.

„Das ist ihm auch nicht an seiner Wiege gesungen worden,“ hört man oft im Leben sagen, wenn irgend so einen Erdenpilger im Lauf der Zeit entweder schwere Kümernisse treffen oder seine trüben Verhältnisse sich in späteren Tagen glanzvoll gestalten. Früher Armuth und Nichtbeachtung; später Wohlsein, Ehre und Ruhm vor der ganzen Welt. Die Wiege in einer Hütte, der Sarg in einem Palast.

Wer ahnete wohl in dem armen Schneidergesellen, der von Tangermünde auswanderte, den spätern Generalfeldmarschall Dörflinger?

Georg Dörflinger, der den Dreier Fährgeld nicht bezahlen konnte und deshalb am Strand zurückbleiben mußte, was ihn veranlaßte, Soldat zu werden. Vom Bügeleisen griff er zum Eisen des Schwertes und für den Fingerhut tauschte er sich den Marschallshut ein.

Fürchtegott Gellert, der Sohn eines unbemittelten sächsischen Predigers. Noch nicht 13 Jahre alt, schrieb er für Advokaten, um die Noth im väterlichen Hause ein wenig zu mildern. Als Gellert ruhmvoll zu Leipzig als Professor der Moral und als berühmter Dichter

starb, als er am 13. Dez. 1769 sein Auge schloß, da trauerte ganz Deutschland. Und als man die entseelte Hülle des Mannes hinaustrug nach dem Kirchhof, da war ganz Leipzig eine Thränenflut, so tief hatte er sich eingebürgert in die Achtung und das edlere Bedürfnis der Menschen.

Blicken wir weiter. In einem Stübchen zu Sachsenhausen sitzt unter dem angenommenen Namen Dr. Schmidt ein Regimentsfeldscheer. Er arbeitet an „Kabale und Liebe“ und beschäftigt sich mit der Umarbeitung seines „Fiesko“. Es ist Fr. Schiller. Mangel an Geld und Lebensmitteln, lange Winterabende und Dual im Herzen, denn das Mannheimer Theater schickt den „Fiesko“ zurück trotz aller Umarbeitung. In der Verzweiflung verkaufte er das Stück an den Buchhändler Schwan für ein wahres Lumpengeld, um nur nach Bauerbach zu gelangen. Dieser Ort aber liegt weit an der fränkischen Seite des Thüringer Waldes, und es war strenge Winterzeit. Aber es muß sein. Da sitzt er ohne Mantel auf dem langsamen Postwagen jener Zeit. Der eifrig kalte Wind bläst vom Gebirge herüber; der nervös aufgeregte Körper im Postwagen sucht eine Hülle und — findet keine. Das war Schiller, Deutschlands größter Dichter, dessen Gedächtnis die ganze zivilisirte Welt am 10. Nov. 1859 feierte.

Auf einem Berge bei Pulsnitz stand vor 50 Jahren ein armer Leinweber mit seinem Sohn, und zeigte diesem von der Höhe den Ort, wo Dresden liegt. Da klammerte sich der Knabe an den Vater, dieser mußte den Kleinen auf die Arme nehmen, und trunkenen Blickes schaute der Knabe, schaute später der Jüngling nach Dresden mit dem Ausruf: Ach, wenn ich einmal dorthin auf die Akademie kommen und ein Holzschnitzer, ach, vielleicht gar ein Bildhauer werden könnte! — Am 24. Febr. 1861 lag auf dem Paradebette in der Ammonstraße zu Dresden die entseelte Hülle eines Fürsten im Reiche der Kunst. Gefolgt von königlichen Equipagen, von Ministern und hervorragenden Männern der Kunst und Wissenschaft, sah die halbe Bevölkerung Dresdens einen Leichenzug, würdig eines Königs. Das war Ernst Rietschel, Deutschlands größter Bildhauer.

Im Kampfe mit Noth, Armut und Mühsalen jeglicher Art haben alle diese Männer,

denen wir noch viele anreihen könnten, aus den dürftigsten Verhältnissen zu den bedeutendsten Stellungen im Leben sich emporgeschwungen, sie haben im wahren Sinne des Wortes gewuchert mit dem Pfunde, das von der Vorsehung ihnen anvertraut war und sie stehen gesegnet da im Andenken der Menschheit.

Man wende uns nicht ein, das Erreichen solcher Erfolge sei heutzutage nicht mehr möglich. Beweist nicht das Leben des Fenzriegelspalters Lincoln, eines der Helden der Menschheit, der durch eigenes Verdienst und eigene Kraft an die Spitze der mächtigsten Nation der Erde sich empor schwang, um daselbst seine welthistorische Mission zu erfüllen, — beweist nicht das Beispiel seines Nachfolgers Johnson, der ab der Bude des Schneidergesellen auf die gleiche Höhe erhoben wurde, — beweisen nicht die Lebensbilder dieser beiden Männer, die wir dem Leser früher schon vorgeführt haben, daß Talent, ernstliche Anstrengung und eiserner Fleiß auch heute noch rauhe Wege ebnen, die Anerkennung sogar einer Welt sich erringen können?

Oder wie — ist nicht auch das Leben und die Laufbahn des noch nicht lange verstorbenen berühmten Friedensapostel Richard Cobden ein leuchtendes Beispiel für unsere schlaff gewordene Jugend? Geboren 1800 in einem Dorfe Englands hatte der kleine Richard vom Schafhüter zum Handelsreisenden und von diesem zu einer der einflußreichsten Stellungen in Großbritannien sich aufgeschwungen. Zuerst als Schriftsteller, dann seit 1841 als Mitglied des englischen Parlaments war ihm die segensreiche Aufhebung der Kornzölle hauptsächlich zu verdanken, in deren Folge das englische Volk wohlfeileres Brod zu essen bekam. In gleicher Weise wirkte Cobden Großes für die Handelsfreiheit. Mit dem Kaiser Napoleon persönlich arbeitete der frühere Schafhüter den englisch-französischen Handelsvertrag aus.

Auch der ehemalige deutsche Schneidergeselle Philips, der als solcher vor zirka 35 Jahren nach London kam, daselbst mit Glas haufiren gieng, später ein Geschäft mit Strickwolle begann und dadurch ein großes, ja ungeheures Vermögen erwarb, dabei aber nicht vergessen hatte, durch unausgesetzte Studien eine früher

vernachlässigte Bildung sich zu erwerben und der durch seine Gewissenhaftigkeit und Intelligenz die allgemeinste Achtung sich zu verschaffen wußte, so daß er, der deutsche Schneider, am 29. Sept. 1865 zur höchsten Magistratswürde in London, zum Lordmayor gewählt wurde, — auch dieses Mannes Lebenslauf ist er nicht ein lebendiges Bild glänzendsten Erfolges? Denn der Lordmayor von London, der Repräsentant der City, dieser erleuchteten, größten und reichsten Körperschaft Europas, tauscht an Ansehen und Einfluß mit manchem König nicht.

Aber nicht nur in England, auch in Deutschland und der Schweiz finden wir fortwährend Männer, die mittelst eigener Kraft und rastloser Energie aus kleinen Handwerkern Fürsten der Industrie geworden und zum Theil europäische Berühmtheit erlangt haben. Zu diesen zählen die bekannten „zwei Schweizerkönige“ Kunz und Escher, deren Leben wir vor 6 Jahren dem Leser vor Augen geführt haben. Heute führen wir ähnliche Beispiele, ebenfalls aus der Gegenwart vor, um zu zeigen, was aus einem Schmied-, Schlosser- und Bäckergefallen werden kann.

In dem sächsischen Städtchen Chemnitz dehnt sich auf einem Flächenraum von 16 Zucharten eine kleine Fabrikstadt mit 5 Dampfmaschinen und 630 Hilfsmaschinen aus, in welcher 2000 Arbeiter beschäftigt sind und aus der Lokomotiven, Dampf-, Baumwollspinnerei- und andere Maschinen für alle Zweige der Industrie, in vollkommener Ausführung und mehrmals gekrönt auf den Weltausstellungen, hervorgehen. Und dieses großartige Etablissement — es ist einzig und allein das Werk eines einfachen, aber genialen und strebsamen Handwerkers, der, Zeugschmied von Profession, nach verbrachter Lehrzeit auf die Wanderschaft gieng, damals auf dem Weg von Jena nach Chemnitz sein letztes, die silberne Taschenuhr, verkaufte, und mit 2 Thlr. nach Chemnitz kam. Dieser Handwerksbursche war Richard Hartmann, geboren 1809 zu Barr bei Straßburg, der Sohn eines Weißgebers. Umsicht, Fleiß, Nachdenken, praktisches Geschick erhoben den einfachen Zeugschmied von Stufe zu Stufe, vom Vorarbeiter zum Affordmeister, bis er endlich mit 3 Arbeitern und einem bescheidensten Betriebskapitalchen seine eigene, selbständige Werkstätte in Chemnitz eröff-

nen konnte. Immer weiter und weiter strebend, neue Entdeckungen machend, sein Geschäft nach Bedürfniß erweiternd und vergrößernd, auf Reisen seine Kenntnisse ausbildend, erwarb der bescheidene und liebenswürdige Fabrikant immer größere Kundsame und größern Ruf, so daß er schon 1844 eine Fabrik in größerem Maßstab erbauen konnte, im Jahr 1855 den Bau der größten Maschinen begann und jetzt, ein Mann noch voll Jugendkraft und Thatendrang, einer Maschinenfabrik vorsteht, die, was Vielseitigkeit anbetrifft, die einzige in der Welt ist.

Neben Hartmann und an Großartigkeit seines Etablissements sogar noch weit über ihm stehend ist der Fabrikant Alfred Krupp in Essen, in der Rheinprovinz, zu nennen. Alfred Krupp ist auch einer jener Soldaten, der den Marschallsstab nicht blos im Tornister hatte, sondern auch das Recht eroberte, ihn vor der ganzen Welt zu führen. Schlossergefelle, der Sohn eines bescheidenen Schlossermeisters, übernahm Alfred die Werkstätte seines Vaters in den Dreißiger-Jahren, ohne eine Ahnung, daß einst sein Name auf allen Weltmärkten so berühmt werde wie der eines Feldherrn oder Königs. Unermüdet fleißig, einsichtsvoll und gewandt, beschäftigte sich Krupp mit dem Studium, Werkzeuge zu erfinden, um die äußerste Härtung von Gußstahl und Eisen herzustellen und so die Gußstahlfabrikation zu vervollkommen. Und der Erfolg rechtfertigte seine Bestrebungen. Die bereits vollendeten und noch im Bau begriffenen Anlagen seines Etablissements bedecken eine Grundfläche von 700 Zucharten. Ohne Hinzurechnung der von ihm verwendeten Bergleute beschäftigt Krupp heute eine Armee von 8000 Arbeitern, denen er einen Wochenlohn von 40,000 Thlr. oder 150,000 Fr. ausbezahlt. Er verfertigt aus Gußstahlblöcken Kanonenrohre, Eisenbahnachsen, Radeisen, Schiffswellen, Schienen u. s. w. von unvergleichlicher, unerreichter Dichtigkeit, wie kein zweiter Fabrikant der Welt.

Aber welche gigantische Werkzeuge hat zu Ausführung jener Arbeiten Alfred Krupp erfunden und aufgestellt!

Bei der Weltausstellung in London im Jahr 1862 machten die Besitzer der größten englischen Stahlhütten den Versuch, Krupp, von dem sie an der Ausstellung von 1851 besiegt worden

waren, aus dem Feld zu schlagen. Umsonst. Er erschien mit einem 500 Ztr. schweren Gußstahlblock, der kalt in 2 Theile zerschlagen war, um die Gleichmäßigkeit und Feinheit des Kornes zu zeigen, — und die Engländer räumten das Feld. Um aber jenen furchtbaren Block in 2 Theile zu schlagen, dazu bedurfte Krupp der Schaffung einer Gewalt, von der derjenige keinen Begriff hat, der nicht selber in Krupp's Werkstätten gewesen ist. Diese Gewalt liegt in einem Dampfhammer von 1000, sage tausend Zentner Gewicht! Nicht mehr wie ein Hammergerüst steigt das Gestell dieses Riesen in der kirchlichen hohen Halle empor, in welcher der Hammer arbeitet, sondern wie ein eiserner, gegliederter Thurm, 240' hoch, in dem der schmiedende Theil des Hammers 10' hoch auf- und niedersteigt. Der Block, auf dem der Ambos ruht, wiegt fast 7000 Ztr., das Ganze an 12,000 Ztr. Zwei große Dampftrahne heben die ungeheuren Schmiedeblocke, bis 40,000 Pfd. an Gewicht, aus den Defen und wälzen sie auf den Ambos, wo der Hammerblock mit dumpfem Donner auf sie niederfällt. Als das Ungethüm (das mehr als 2 Mill. Fr. kostet), aufgestellt wurde, standen 500 Arbeiter um Krupp und seinen Oberingenieur. Da man die erforderliche Dampfkraft nicht genau geschätzt, so hatte man etwas zu viel Dampf und dieser schoß mit so starkem Brausen unter das Dach der Werkstätte, daß die Arbeiter — 500 — aus Schrecken zu Boden stürzten, nur Krupp, der Fürst des Stahls, und der Ingenieur blieben stehen. In demselben Moment fuhr das Ungethüm hernieder und schlug ein 18zölliges Eisen zu 11 Zoll zusammen. Das wunderbarste an dieser wunderbaren Erscheinung ist, daß mittelst Anwendung der „Steuerung“, dieser interessantesten Schöpfung der Mechanik, der ungeheure Hammer so genau regulirt und gehandhabt werden kann, daß sich Schmiede oft den Scherz machen, vor den Augen der erstaunten Zuschauer mit dem Hammer eine Nuß aufzuknacken, ohne deren Kern zu verletzen oder zum Entsetzen, das fast jedem einen Schrei entlockt, den Kopf auf den Ambos zu legen und den Eisenhammer bis zum Berühren der Nase auf- und abspielen zu lassen! Sind dies nicht die höchsten Triumphe des menschlichen Geistes?

Wir schließen die Reihe unserer Lebensblicke

mit einer innerhalb der Schweiz wie außerhalb derselben wohlbekannten Persönlichkeit, Hrn. Johannes Baur, dem Gründer der beiden Hotel Baur in Zürich. Im Jahr 1795 zu Gögis im Vorarlberg geboren, das einzige überlebende von 23 Kindern eines früher wohlhabenden Vaters, der aber in den napoleonischen Kriegen sein Vermögen verlor, machte der Knabe Johannes eine herbe Jugendzeit im Vorarlberg, zuerst als Viehhüter, dann als Bäckerlehrling, durch. Gefelle geworden gieng Bauer nach St. Gallen und Zürich, stets sich auszeichnend durch nette, fast elegante Kleidung und äußerste Nüchternheit. 1825 heiratete Baur, noch Bäckergefelle, eine Bürgerstochter von Hottingen. Jetzt übernahm er eine kleine Restauration auf dem Kreuzplatz bei Zürich und gerieth so in sein Element. Baur war ein geborner Wirth. Bald vertauschte er die kleine Wirthschaft mit einem Café an der Marktgasse in Zürich. Längst hatte Bauer erkannt, daß die Gasthöfe der Stadt dem Fremdenbedürfniß bei weitem nicht entsprechen. Er baute deßhalb (1836—38) das Hotel Baur. Kaum war dasselbe vollendet, so sah Baur ein, daß auch dieser schöne und bequem eingerichtete Gasthof nicht genüge, weil er den Fremden keinen Ausblick verschaffte auf das, was dieselben nach Zürich zieht: seine herrlichen Naturschönheiten. In dieser Erkenntniß erstellte er den Gasthof am See. Zuerst 75, in Folge bedeutender Vergrößerung aber jetzt 165 Zimmer und Salons enthaltend, bietet dieser nebst einem lieblichen Garten am See gelegene Gasthof, der erst 1859 in seiner jetzigen Gestalt fertig wurde, mit seiner herrlichen Aussicht auf den Zürichsee und die Alpen, dem verwöhntesten und vornehmsten Reisenden alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, die man von einem Gasthof ersten Ranges und außerdem das Beste, was man überhaupt von Keller und Küche fordern kann. Das Hotel Baur am See ist das Absteigequartier für Könige und Fürsten, für die vornehmsten und reichsten Fremden aller Nationen der Welt geworden, es genießt einen europäischen Ruf und niemand ist, der, nachdem er es verlassen, nicht gern wieder dahin zurückkehrt. Im Jahr 1862, nachdem er seinem einzigen Sohn das Hotel am See, dem Tochtermann aber das in der Stadt übergeben hatte,

zog sich der 67jährige Mann ins Privatleben zurück auf einen wunderbar lieblichen Sitz am See (in der Enge), den er mit kundigem Blick dem Wasser und Sumpf abgewonnen und darauf ein Wohnhaus nebst Dekonomie (das Benedigli) errichtet hatte. Hier war es ihm vergönnt, noch 3 Jahre auszuruhen. Am 24. November 1865 beschloß er, gefaßt und ruhig, sein thätiges Leben.

Johannes Baur war ein architektonisches Genie, er entwarf alle seine Baupläne selber, ohne fremde Hülfe, war höchst energisch in der Ausführung derselben, praktisch und besaß Geschmack im höchsten Maße. Als Mensch war er gegen jedermann gefällig und von äußerstem Wohlwollen. 1842 fand sich Baur genöthigt, seine Zahlungen einzustellen und mit seinen Gläubigern

einen Nachlaßvergleich einzugehen. In Folge desselben wurden allerdings manche Handwerksleute schwer geschädigt. Baur aber erholte sich bald wieder von dem Schlag, vollendete sein Hotel und hat noch in seinen letzten Tagen, wofür ihm Anerkennung gebührt, Sorge getragen, daß, was nicht schon zu seinen Lebzeiten ersetzt wurde, den damals geschädigten Gläubigern nach seinem Tod ersetzt werden wird. Im Geist und mit dem praktischen Geschick des Vaters führt sein einziger Sohn das Hotel am See fort. Wir aber fragen unsere Leser, ob nicht auch das Leben und die Erfolge des Bäckergefallen Baur ein nachahmungswerthes Beispiel seien, „wie weit man es heutzutage noch bringen kann.“

### Alford und Taglohn.



Bauer: Aber den stumpfen Stein, da nehmt den meinigen!  
 Maurer: Ein' neua guta Stein hab ich auch; den nehm ich aber nur im Alford. Heut arbeite ich im Taglohn, da pressirt's net!